

Jeder war zu Gast in einem Aussteigerdorf, könnte man sagen, aber das wäre nur die halbe Wahrheit. Drei Tage lang hat er mit den Bewohnern von Tempelhof geredet, gegessen und, wie jetzt, vor dem Frühstück im Kreis beisammengesessen und sie an den Händen gefasst. Als die Gruppe ihre Hände löst, sagt Jonas, das er nicht herziehen werde. Aber was hier entsteht, das habe ihn doch sehr beeindruckt. Den Traktat, den er vor seinem Besuch schreiben wolle, habe er eigentlich „Von der Abschaffung der Realität“ nennen wollen. Nun habe er einen treffenderen Titel gefunden: „Von der Erschaffung einer neuen Realität.“

Tempelhof ist eine Ansammlung von Häusern im bayerisch-baden-württembergischen Grenzgebiet. Am Ortsrand grüht ein buntemaler Hühnerstall, dahinter grünen Ziegen vor einer Bretter-scheune. Auf der anderen Seite der Durchgangsstraße stehen eine Handvoll Nachkriegsbauten, teils hässlich, teils schön renoviert, und ein paar Wohnwagen. Weiter unten ein historisches Schloss, eingerahmt von Fachwerkhäusern.

Wer sich auf den Weg zum Tempelhof macht und sich die Bewohner dieses Ortes ausmalt, hat unweigerlich Menschen wie Jonas vor Augen: ver-

gen. Auf dem Tempelhof sollen die Generationen in einer Basisdemokratie selbstbestimmt, sozial gerecht, sinnvoll und ökologisch nachhaltig zusammenleben.

Für die ökologische Nachhaltigkeit betreibt der Ort seine eigene Bio-Landwirtschaft. Ein Dutzend Dorfmithglieder wird von der Gemeinschaft bezahlt. Ziegen zu melken, Gemüse zu säen und Felder zu bestellen. Für knapp dreihundert Euro darf jeder am Tempelhof dreimal am Tag in der Kantine essen. Damit die Felder jeden Satz machen, verzichten die Bewohner weitgehend auf Fleisch.

Seit drei Wochen brennt die Sommer Sonne nun schon auf die Felder, und Rainer Stelzl muss etwas unternehmen, um die diesjährige Kartoffelernte zu retten. Der Acker neben dem Hühnerstall ist unter der Hitze aufgeplatzt, tiefe Furchen durchziehen die Erde. Wenn die Trockenheit die Blätter der Kartoffeln zerstört, bleiben die Knollen klein und die Vorräte werden nicht über das Jahr reichen. Mit einer der zahlreichen Gastheferinnen, die wochenweise in das Gästehaus einziehen, schleift Rainer Stelzl deshalb Rohre für ein Bewässerungssystem auf den halben Hektar Kartoffelfacker.

Während Stelzl Rohr um Rohr vom Hänger des Traktors hievt und über Landwirtschaft spricht,

Gras dem Wald entgegenläuft und sagt: „Genau so müssen Kinder aufwachsen.“

Schmid ist selbst auf dem Land groß geworden, auf einem Hof in der niederbayerischen Provinz. Zuletzt wohnte er mit seiner Frau Anne am Tegernsee, beide arbeiteten in München. In ihrer Wohnung haben sie eigentlich nur geschlafen, Familie und Freunde waren weit weg. Dann erwarteten sie ihr erstes Kind. „Da kam irgendeine Sehnsucht hoch, die ich gar nicht so genau benennen kann“, sagt Anne Schmid, als sie später im Schlosshof sitzt. Tochter Lisa Marie, mittlerweile fast zwei Jahre alt, tappt umher und rüft jedem, der sich nähert, seinen Namen entgegen. „Ich fand die Vorstellung gruslig, den ganzen Tag am See zu hocken und auf den Thomas zu warten“, sagt Anne Schmid.

Seine Jobs haben die Schmidts behalten, Thomas pendelt für seine Kurse als Personal Trainer nach München. Anne, freiberufliche Schneiderin und Stylistin, hat sich auf dem Tempelhof eine Schneiderei eingerichtet und träumt von einem kleinen Unternehmen, in dem fair bezahlte Näherinnen regionale Rohstoffe verarbeiten. Hätten sie das, was sie suchten, nicht in jedem anderen, ganz normalen Dorf auch kriegen können? „Ich brauche Gleichgesinnte um mich, Menschen, die über den Tellerrand

und eine Car-Sharing-Station. Aber taugt das Dorf deshalb als Modell für die echte Welt? Oder ist es nur ein Kunstgebilde? Wer herziehen möchte, muss 30 000 Euro in die Genossenschaft einzahlen. Aufgenommen wird nur, wer zum Dorf passt. Werden so die Probleme der echten Welt ausgeblendet? Oder greift die Frage zu kurz, weil manche Probleme der echten Welt hier gar nicht erst entstehen, dafür aber andere? Vielleicht lässt sich eine Lebensweise mit den Kategorien künstlich und echt gar nicht hinreichend erfassen.

Außerdem bemüht sich der Tempelhof, kein Projekt für die gehobene Mittelschicht zu bleiben. Das Dorf hat mittlerweile auch schon Leute ganz ohne Geld aufgenommen, drei schwererziehbare Jugendliche leben hier, ein paar Demenzzranke und bald vielleicht sogar syrische Flüchtlinge. Mitgründer Wolfgang Secher sagt: „Im Wilden Westen sind auch die Männer vorgeritten und die Familien im Planwagen nachgekommen.“ Aber am Ende bleibt der Zuzug gesteuert. Bis das neue Wohnhaus steht, kann das Dorf nur vereinzelt Mitglieder aufnehmen. Besonders gute Chancen haben Handwerker und Ingenieure, auch ein Lehrer wird gerade gesucht. Denn nach den großen Ferien hat das Dorf sogar seine eigene Schule.

Veto ist auf dem Tempelhof ein wichtiges Wort. Das Dorf entscheidet alles im Konsens, jeder kann jedes Vorhaben blockieren. Das ist natürlich mühsam. Überhaupt trügt das Ferienlageridyll, das sich einstellt, wenn sich die Bewohner dreimal am Tag punktlich zum Schlag des Gongs am Buffet in der Kantine anstellen – ein Dorf aufzubauen ist harte Arbeit. Jeder Bewohner muss zwanzig Stunden im Monat für die Gemeinschaft arbeiten. Rassen machen, in der Küche oder bei der Ernte helfen, Viermal im Jahr soll jeder an einem gemeinschaftsbildenden Seminar teilnehmen. An beinahe jeder Ecke wird gerade eine Straße aufgerissen oder eine Wohnung saniert. Und dann noch die vielen Sitzungen, Ausschüsse und Plenen, in denen die Belange des Dorfes diskutiert und entschieden werden. „Manchmal könnte ich die alle sonst wo hinschießen“, sagt Thomas Waldhubel, der eigentlich Psychologie ist, gerade aber die Erneuerung des Wärmenetzes koordiniert.

Donnerstagnachmittag. Wie jeden zweiten Donnerstag im Monat treffen sich die Koordinatoren der Arbeitskreise in einem Nebenraum des Spas und bereiten die Entscheidungsgesellschaft gleich das Plenum vor der Bewohner darf zuschauen und mitreden. Um 16 Uhr wird die Runde mit einer Klangschale und anschließendem Schweigen eingeleitet. Dann sagt jeder der Koordinatoren, was ihn gerade bewegt. Er sei müde, sagt Bauer Rainer Stelzl. Er möchte nach seiner Erschöpfungsdepression, sagt die Schulbeauftragte Marie Luise Stiefel. Er möchte nach seinem Urlaub noch ein bisschen allein sein, sagt ein Dritter, um nicht in den „Strudel des Getriebenseins“ zu geraten.

Dann geht es unter anderem um den Schulvertrag, Angebote für die neue Heizung, die Erneuerung eines Dachs, den Zeitplan für anstehende Baustellen und den Bau einer Behindertentoilette. Wolfgang Secher, der es als Bauunternehmer gewohnt war, den Ton anzugeben, erweist sich auch hier als wörtföhrlich. Zu Marie Luise Stiefel sagt er, sie solle erst klären, wie viele Eltern den Schulvertrag tatsächlich unterschreiben, bevor die Stiftung Gelder freigibt. Dann ärgert er sich, dass noch keine Amortisationsrechnung für die Heizungsanlage vorliegt, und will von Rainer Stelzl wissen, ob wegen der Dürre mehr Lebensmittel zugekauft werden müssen. Um 22 Uhr beenden Klangschale und Schweigen die Runde.

Es bleibt das ungewöhnliche Bild von Menschen, die an einem Strang ziehen, obwohl sie vieles trennt – einfach weil sie es wollen. Ungewöhnlich vor allem jetzt, in Wahlkampzeiten, da man Menschen gewohnt ist, die sich duellieren, obwohl sie so vieles gar nicht trennt – einfach weil sie es müssen. Es bleibt aber auch der Eindruck, dass selbst die Konsensdemokratie von einer paar heimlichen Bürgermeistern geprägt wird.

Dorfgründer Wolfgang Secher sagt am Tag darauf in seinem Büro, dass er nicht an Trümeieren von einer herrschenden Gesellschaft glaubt. Irgeendwie Hierarchie gebe es immer, und er, Privatier, habe eben die Zeit, sich in jedes Thema einzuarbeiten. Aber es stimme: Noch werde der Tempelhof sehr von seinen Gründern geprägt. Das soll sich aber bald ändern, wenn die Altverbodenen, auch Secher, von den wichtigen Ämtern zurücktreten. Wer sich an Posten klammert, sagt Secher, werde unbeweglich und könne die Zukunft nicht gestalten. Dann gehe es einem wie der großen Politik.

Der Tempelhof steht zu seinen Schwächen. Keiner der Bewohner würde sagen, dass im Dorf alles perfekt läuft, dass die Menschen hier wüssten, wie das richtige Leben auszusehen hat. Der Tempelhof versteht sich als lebendes Experiment. Kein Beschluss ist endgültig; wenn etwas nicht funktioniert, wird nachverhandelt. Die Forschungsgebiete sind vielfältig: Die Gemeinschaft denkt über eine alternative Gesundheitsversorgung nach und testet mit manchen Bewohnern das bedingungslose Grundeinkommen, ein Knaalgasforscher arbeitet in seinem Labor an einem Wasserstoffmotor.

Stefan Schwarzer experimentiert mit Permakultur. Vormittags arbeitet er von seinem Schreibtisch aus als Geograph für die Vereinten Nationen, nachmittags legt er Felder an, die in sich geschlossene Ökosysteme bilden sollen. Schwarzer, an sich recht sachlich, wird respektvoll euphorisch, als er auf seinem Feld ewigen Kohl und grüne Melde, Kapuzinerkresse und alten Spinat rupft und zum trocknen reicht. Noch haben seine Versuchsfelder die Größe von Blumenbeeten, aber: „Ich suche hier keine Lösungen für den Kleingarten, ich will das für die Landwirtschaft nutzbar machen.“

Schwarzer hat keinen Zweifel daran, dass die Menschheit ihre eigene Lebensgrundlage zerstört, wenn sie nicht schonender mit ihrem Planeten umgeht. Selbst an einem Ort wie dem Tempelhof hat er vieles zu kritisieren. Ihn stört, dass die Dächer von Neubauten nicht begrünt werden, dass manch ein Bewohner einmal im Jahr zur spirituellen Erweiterung nach Indien fliegt. „An unserem ökologischen Fußabdruck müssen wir noch arbeiten“, sagt er. „Aber hier sind die Leute, die etwas verändern wollen, die bereit dazu sind, deshalb will ich hierbleiben.“

Man kann die Menschen am Tempelhof für ihren Mut bewundern oder für ihre Haltung verspotten – sollte aber stimmen, was viele glauben, dass nämlich der Mensch so, wie er lebt, nicht ewig leben wird und dass die große Politik zu schwach ist, um am großen Rad zu drehen, braucht es wohl erst Orte wie diesen, die einfach anfangen, auch wenn es noch nicht perfekt ist, weil sonst die neue Welt von den Schrittlern der Zukunft in die Gegenwart schafft. Dann erledigen die Leute von Tempelhof jetzt die Arbeit, die nötig ist, und die andere im Irrendwand parken. Dann lösen sie jetzt den Kredit ab, den die Welt bei ihren Kindern aufnimmt.

Das ist mühsam. Zu mühsam vielleicht. Am Freitagnachmittag setzen sich die Gastgeber mit Pascal Suter vom Tempelhof im Schatten eines Baumes zusammen, um die Woche zu besprechen, in der sie das Dorf kennengelernt haben. Auch diese Runde wird mit Klangschale und Schweigen eingeleitet. Im Hintergrund lärmt eine Baustelle. Eine junge Frau sagt: „Ich habe erlebt, dass die Verantwortlichen sehr unter Druck standen.“ Ein italienischer Gast sagt, dass ihm alles doch sehr deutsch vorgekommen sei: „Mir ist klar geworden, dass dies kein Ort für mich ist.“ Fast alle sind verwundert, dass das Leben in einem basisdemokratischen Dorf so anstrengend ist. „Ich bin glücklich. Zum Abschluss lässt Pascal Suter eine Klangschale ertönen. Eine Gastheferin in glühender Ballonhose atmet laut und tief, als wolle sie in einen anderen Bewusstseinszustand gelangen. Dann wird sie von einer Kreissäge übertönt, die zu kreischen beginnt.“



Wer von fern ihre Wohnwagen sieht, könnte die Bewohner des Tempelhofs für Aussteiger halten. Um sich zu verstecken, sind sie aber nicht in die baden-württembergische Provinz gezogen. Foto Helmut Pfick

Aus der neuen Welt

In Süddeutschland haben Unternehmer, Wissenschaftler und Angestellte einen Ort gegründet, in dem das Leben sozial gerecht, nachhaltig und urdemokratisch zugehen soll. Das macht sehr viel mehr Arbeit. Aber womöglich ist das in der Gesellschaft der Zukunft eben so. *Von Andreas Neffzer*

träumter Blick, kinnlanges Haar, Ziegenbart. Wer ein paar Tage bleibt, trifft sie auch, die Alternativen. Aber er trifft vor allem Menschen, die auch in einen speibigen Großstadtkiez oder in eine Reihenhausanlage passen würden. Auf dem Tempelhof wohnen keine, die vor der Welt geflohen wären. An bürgerlichen Maßstäben gemessen, sind es Menschen, die es zu etwas gebracht haben.

So wie Wolfgang Secher, einer der Gründer des Dorfes. Secher ist gut gekleidet, wortgewandt, ein einnehmender Mann. Eigentlich ist er gelernter Zeitungsredakteur, aber Geld verdient er als Bauunternehmer. Nachts feierte er mit der Münchner Schickleria, tagsüber baute er ihre Häuser. So wurde er reich. Dann warf ihn eine Herzmuskelerkrankung aus der Bahn, und er widmete sich einem neuen Projekt: dem Aufbau einer Gemeinschaft. „Ich bin Pionier, ich will etwas gestalten“, sagt Secher. Drei Jahre bereiteten sich die Gründer, knapp zwanzig Männer und Frauen aus München, vor. Sie feilten an der Dorfsatzung, arbeiteten ein Geflecht aus Stiftung, Genossenschaft und Verein aus. Doch als sie so weit waren, fanden sie kein Grundstück. Bis Wolfgang Secher eines Nachts im Jahr 2009 frustriert von einer Sitzung nach Hause kam, den Computer anschaltete, bei Google „Dorf kaufen“ eingab – und den Tempelhof fand: ein Schlossgut mit dreißig Hektar Land, das zuletzt ein Behindertenheim war, dann einige Jahre leer stand und wie gemacht war für das Vorhaben.

Der Tempelhof will mehr sein als ein Dorf, in dem Menschen, die einander gewogen sind, zusammenleben. Er will Vorbild sein, wie sich die Welt im Kleinen verändern lässt. Die Ziele des Tempelhofs sind so mehrheitsfähig, dass sie wertungskonservative Christen mit Linken und Anthroposophen, Buddhisten und Atheisten zusammenbrin-

wird schnell klar, dass er aus Überzeugung handelt. Schon in der Lehre auf einem Bio-Kartoffelfeld wollte er nicht einsehen, dass ein Drittel der Ernte weggeworfen wird, weil es nicht schön genug für den Supermarkt ist. Aber Stelzl ist kein Radikaler, genauso wenig, wie das Dorf radikal ist. Zu achtzig Prozent, schätzt Stelzl, versorgt sich der Tempelhof selbst. Mehr soll es auch gar nicht sein. Auf Kaffee und Bananen, Pfeffer und Reis will hier keiner verzichten. Wenn die Fleischarbeiter Lust auf ein Rindersteak haben, fahren sie zum Wirtschafts ins Nachbarort. „Wir sind ja keine Puristen“, sagt Stelzl.

Manch ein Weltverbesserer mag den Bewohnern des Tempelhofs wegen solcher Sätze den Vorwurf machen, sie seien gar nicht so anders als die Leute in der echten Welt. Aber das Dorf legt Wert darauf, ein Ort ohne Dogmen zu sein. Und so fällt auch die Antwort auf die Frage, warum er eigentlich hier ist, bei jedem anders aus. Rainer Stelzl beispielsweise wollte am Ende mehr erreichen, als ein Haus zu bauen und eine Kleinfamilie zu gründen; „Da war so eine Ohnmacht da, nichts bewegen zu können.“ Ben Hadamovsky, der früher Altbauten sanierte, jetz Zirkuswagen aus Holz baut und zwischendurch mit Frau und Kindern fünf Jahre lang um die Welt segelte und die Müllberge in den Weltmeeren sah, sagt: „Wenn alle irgendwann so leben wie wir im Westen, geht der Planet kaputt.“

Thomas Schmid braucht man die Frage, warum er hergekommen ist, gar nicht zu stellen. Es reicht, mit ihm durchs Dorf zu spazieren, von seiner Wohnung am Schloss die Straße hoch, vorbei am Bolzplatz, wo Kinder Fußball spielen, und den Wohnwagen daneben, bis zur Kantine, wo er seine Schuhe auszieht, barfuß durch kniehohe

schauen“, sagt Thomas Schmid, während er barfuß durch die Wiese schlendert. Harald Walt, der Steuerberater mit sozial bewegtem Leben, drückt es so aus: „Ich wollte nicht länger der Exot sein.“

Manchmal erscheinen einem die Leute an diesem Ort tatsächlich wie Exoten. Sie können sehr kryptisch über ihr Innenleben sprechen, von Energie und Prozessen, sie stellen sich jeden Morgen vor dem Frühstück im Kreis auf und halten sich in den Händen, kurz gesagt: sie machen und sagen Dinge, die auf Fremde ziemlich abschreckend wirken können. Aber Sorgen muss sich der Tempelhof deshalb keine machen. Der Andrang ist groß, in den drei Jahren seines Bestehens ist das Dorf stetig gewachsen. 85 Erwachsene und 27 Kinder leben mittlerweile dort, Hunderte melden jedes Jahr Interesse an.

Der Andrang ist deshalb so groß, weil die Sehnsucht, die der Tempelhof stillt, so exotisch längst nicht mehr sind: die Landlust von Städtern, der Wunsch einer individualisierten Gesellschaft nach Gemeinschaft, das Bedürfnis politikverdrossener Bürger nach Mitbestimmung, der Versuch, mit verändertem Konsumverhalten der Endlichkeit des Planeten Rechnung zu tragen. Das Dorf zieht Menschen an, denen es nicht reicht, auf die Politik zu schimpfen und im Biobladen einzukaufen. Es sind Menschen, die aus der Mitte der Gesellschaft bewusst an deren Rand treten.

Gemeinsam haben sie etwas erschaffen, was es so eigentlich gar nicht mehr gibt: ein funktionierendes Dorf. Auf dem Tempelhof finden sich Imkerei, Bäckerei und Kiseri, Schneiderei, Schlosserei und Fahrradwerkstatt, Dorfcfé, Waldkindergarten